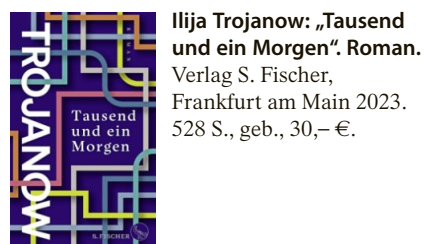


Die Zeitreise – in welchem Medium auch inszeniert – ist ein verlockendes Sujet, bringt aber störanfällige Erzählungen hervor. Ganz liegt ihr Reiz in der Wechselwirkung zwischen den Ebenen: sei es in den Nöten einer Welt, die gezwungen ist, sich umzuschreiben, indem sie ihre Vergangenheit verändert, sei es in der – im Zweifel vergeblichen – Suche nach den Fäden, die von einer fremd anmutenden Zukunft in die bekannte Gegenwart führen. Letzteres Unterfangen etabliert in H. G. Wells' „Time Machine“ 1895 die Zeitreise als Genre überhaupt. Das Erstere hingegen prägt mehrheitlich die Zeitreisen der vergangenen Jahrzehnte, sehr schön exponiert etwa bereits in Gregory Benfords „Zeitschaft“ (1980), als dystopisches Erzählmuster aber auch popularisiert in James Camerons „Terminator“-Filmen oder in der Videospieldreier „Assassin's Creed“. (Einen wunderbaren Überblick über die literarische Tradition bietet im Übrigen die von Ann und Jeff VanderMeer 2013 herausgegebene Anthologie „The Time Traveler's Almanac“.)

Tendiert die Zeitreise-Literatur im Angesicht von Klimakatastrophe und Zerstörung der Biodiversität dazu, die Welt ihrer Erzähler retten zu wollen, so wählt Ilija Trojanow's neuer Roman „Tausend und ein Morgen“ den umgekehrten Weg. Seinen Ausgang nimmt er in einer Zukunft, die nicht genau datiert ist, sich aber durch die Abwesenheit von Missständen auszeichnet. Man spricht dort nur noch von „Mitmenschen“, flüssige Denkmäler würdigen das stetige Hervor- und Zurücktreten des Einzelnen aus der und in die Gesellschaft, und nicht nur Mord, sondern Verbrechen überhaupt sind unerklärlich geworden. In dieser Welt nun hat sich ein Kreis von Zeitreisenden, sogenannten „Chronauten“ (den Plural bildet man stets mit dem Suffix „-in“), gefunden, zu dem auch die junge Cya stößt. Unterstützt durch die künstliche Intelligenz GOG, begibt sich Cya, nachdem sie ihre Übungssimulationen durchlaufen hat, auf Expeditionen ins „Damalsdort“, um die Verwerfungen der Geschichte aufzuhalten. Ihr Vorsatz: „Wer im Paradies weilt, solle jenen helfen, die unverschuldet nicht im Paradies seien, sonst erweise sich der Mensch des Paradieses als unwürdig.“

Erzählt wird also aus dem Paradies heraus, und hierin liegt bereits eine Schwierigkeit dieses Textes beschlossen. Paradiese neigen nämlich nun einmal zur Entkonkretisierung, da sich Charaktere und Gesellschaften eben in Konflikten formen und über sie erzählbar werden. Wo die Konflikte fehlen (oder konsequent Beratungsgremien überantwortet werden), verblasen die Figuren, verschwimmt ihre Motivation. So dienen nicht nur die Geschichten aus der Zukunftswelt, etwa der rätselhafte Tod von Cyas Onkel Host oder die Liebesbeziehung zu ihrem Gefährten Domru, dann auch vornehmlich als Behälter für Meta-reflexionen über Zeit, Geschichte und Gerechtigkeit. Auch und gerade die Begründung der Zeitreise vermag den Gestalten kaum Konturen zu stiften, denn Altruismus ist zwar löblich, aber kein guter Erzählstoff.

So taucht man nun also hinab in die Vergangenheit, in Gefilde, die Lesern von Trojanow's „Weltensammler“ (2006) mitunter bekannt vorkommen dürften. Cyas Reisen – bisweilen arbeitet sie auch im Team – skizzieren dabei einerseits die Geschichte des „Kapitalozäns“ von seinen kolonialistischen Anfängen in der Karibik bis zu seiner Apokalypse in einem durchsuchten und überhitzten Indien der nahen Zukunft. Alles beginnt somit also – natürlich – auf Inseln, der Brutstätte der Robinsonaden und damit der kapitalistischen Utopie, deren Aufblühen durch ein Bündnis von Sklaven und Piraten verhindert werden soll. Die strategisch-militärische Übermacht der imperialen Kräfte wird jedoch von den Chronauten unterschätzt, der piratische Aufstand scheitert, die Dinge nehmen ihren Lauf. Und Jahrhundert später stürzt die Erzählung eines globalen Wirtschaftssystems dann in einen Abgrund der Heilsgeschichte. In einer indischen Siebenküstenstadt (es wird Bombay sein) gerät der Ermittler Sebastian da Costa bei der Aufklärung eines Mordes zwischen die Fronten von Hindutva und Muslimen. Assistent von Cya, ver-



Ilija Trojanow: „Tausend und ein Morgen“. Roman. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2023. 528 S., geb., 30,- €.

folgt er die Spur eines gestohlenen Idols, das Mohammed als letzte Inkarnation Vishnus zeigt: Die Religionen verbinden sich, „das düstere Zeitalter Kaliyuga“ geht zu Ende – aber schnell wird deutlich, dass diese Verschmelzung nicht zur Versöhnung aller im „Glauben Gottes“, sondern nur zu neuen Machtfragen führt. Abgewendet werden kann eine Eskalation der Gewalt zwischen den Volksgruppen schließlich nur noch dadurch, dass Cya das Bildnis im Meer versenkt – und mit ihm auch jede Aussicht auf eine symbolische Erlösung der Menschheit.

Dementsprechend bleibt „Tausend und ein Morgen“ vor allem ein Roman des Versagens. Versagt bleibt den Toten ihr Recht auf ein gutes Leben, zu dem ihnen auch die Chromatin nicht mehr helfen können. Konfrontiert werden die Zeitreisenden nämlich – das ist vielleicht die interessanteste Einsicht dieses Textes



Piratinnen, das ist bei Trojanow zu lesen, hatten es schwer. Diese hier, Mary Read, starb 1721 in Haft.

Foto Bridgeman

Ohne Code durch Zeit und Raum

Wer im Paradies weilt, soll jenen helfen, die unverschuldet nicht im Paradies sind. Ilija Trojanow erzählt in „Tausend und ein Morgen“ von einem politischen Projekt mittels Zeitreisen: Besucher aus der Zukunft versuchen, die Vergangenheit zu verbessern. Wie kaum anders zu erwarten, gelingt es nicht.

– mit dem Umstand, dass jedes Universum „über eine Art Immunsystem“ verfügt, „das Fremdkörper abweist und radikale Fliehkräfte nicht zulässt“, das also „stabil bleibt, selbst wenn sich wichtige Elemente verschieben“. Das ist natürlich bemühte Selbstreflexion: Wer sich einmal in die Logik der Historie verstrickt, der erkennt, dass es nicht um den einen Augenblick geht, an dem sich die Weichen anders stellen ließen – um den vorzeitigen Tyrannenmord etwa –, sondern um Strukturen, die sich nicht einfach reprogrammieren lassen.

Die Chromatin lernen diese Lektion schon sehr früh im Roman, was sie gleichwohl nicht davon abhält, den historischen Moment doch immer wieder aufsuchen und umschreiben zu wollen, insbesondere im letzten und dritten Teil, der die Oktoberrevolution behandelt. Die angestrengt und mehrfach herbeizählte Ermordung des „neuen Zaren“ Lenin, durch die der Sozialismus als antikapitalistische Alternative vor den Tscheisten gerettet werden und damit eine „Vermenschlichung des 20. Jahrhunderts“ herbeigeführt werden soll, mündet am Ende in vier Paralleluniversen, vier Zukünfte, von denen nur eine jener humanisierten Wirklichkeit ähnlich sieht – die letzte, die als Zug mit den Zeitreisenden Cya und Samsil in ihre Welt zurückfährt.

Es ist eine Fahrt über ungesichertes Terrain, denn die Route, die aus der Geschichte in die Nachgeschichte führt, bleibt erwartungsgemäß verschwommen. Immer deutlicher wird im Verlauf des Textes, dass die Chronautin das Zustande-

kommen ihrer eigenen Gesellschaftsform aus dem historischen Material, das sie umschreiben wollen, überhaupt nicht begründen können. So, wie sich Zeit und Zeitlosigkeit niemals berühren, so bleibt auch der Kosmos, den die Zeitreisenden der Logik des Mehrwerts entgegenstellen, ein fremder, verdankt er sich doch dem Umstand, „dass die am Umbruch beteiligten Menschen sich den existierenden Mechanismen verweigerten, sich zu Gemeinschaften zusammenschlossen, deren Wirken sie selbst bestimmten, mit eigenen Regeln, die sie untereinander aushandelten, bis sie behutsam zu Einigungen gelangten, während sie sich gegenseitig unter die Arme griffen und immer mehr von ihnen Gier und Geiz aufgaben.“

Das ist eine schöne Erzählung, die man da von sich verbreitet – und es schwant Cya und ihren Gefährten, dass es eben nur eine Erzählung ist, dass sie selbst Ausgeburt eines Postulats sind, das kaum mit Leben zu füllen ist. Einer von ihnen, Cyas Geliebter Domru, wird dann auch bei seinen Raumzeitreisen historisch kontaminiert, verfällt in einen insulären Machtrausch und verlässt damit den utopischen Raum.

Es gibt im Grunde keine Position, die in diesem Roman nicht mehrfach gewendet, keinen Begriff, der nicht diskursiviert wird, keinen literarischen Reflektor, den dieser Text nicht nutzt – von der Bibliothek über die von den Genossen abgemergelten Wörter bis hin zur KI, die ihre Sicht auf die erreichten Zeiten in

einem eigenen Konvolut abbildet. (Letzteres würde man gerne lesen, erfährt man doch immerhin, dass die KI das „Damalsdortige“ für „veraltete Software“ hält.) Indessen ist Selbstbefragung kein literarisches Bindemittel. Mögen sich die Expeditionen zu Beginn ihrer Fahrten auch noch so sehr verschwören, dass ihre Berichte „in allen Farben der Plausibilität“ nachzukolorieren seien: Ihre Geschichte zerfällt. Es gibt da durchaus schöne Splitter wie den Auftritt Majakovskis, der als futuristischer Dichter die Zukunftswesen als solche zu durchschauen vermag. Anderes bleibt seltsam hölzern, wie der durch eine Manipulation Domrus herbeigeführte Ausflug zu den Olympischen Winterspielen in Sarajevo, an dessen Ende man durch einen „Raum-Zeit-Lag“ den Balkankrieg aufschimmern sieht. Viel Sendungsbewusstsein erahnt man dahinter, aber es trägt diesen Roman nicht durch die Geschichte.

Was der Mensch, was Gesellschaft, was Zivilisation sei: Zeitreisen können bei diesen Fragen weiterhelfen, man lese Stapledon's „Last and First Men“ oder Michel Jeury's „Le temps incertain“. „Tausend und ein Morgen“ aber verweigert sich sowohl einer konkreten Fragestellung als auch einer Logik der Aufzeichnung (die es an seine KI delegiert). Freilich ist das Scheitern an der „Geschichtsschreibung“ programmatischer Bestandteil jedes Zeitreisensromans. Wer aber von vornherein schon ohne Code, Eigeninteresse und ideologischen Standpunkt in die Vergangenheiten schweift, kehrt immer mit leeren Händen zurück. PHILIPP THEISOHN

Berufsbefähigt zu trauern

Bov Bjergs Roman „Der Vorweiner“ führt in eine beklemmende resteuropäische Zukunftsgesellschaft

Bov Bjergs neuer Roman ist visionär. Am Ende eines Augusts, in dem Deutschland zur Hauptferienzeit in sintflutartigem Regen versank, während weite Teile Südeuropas in Flammen standen, teilt „Der Vorweiner“ ein klimagewandeltes Deutschland am Ende des 21. Jahrhunderts in eine Westhälfte unter Dauerregen und einen wüsten Osten mit Gürteltieren, Nandus, Wald- und Steppenbränden. Deutschland ist aber nicht mehr Deutschland, sondern Resteuropa. Alle Staaten ringsum sind buchstäblich den Bach heruntergegangen. Österreich am eigenen Nationalismus, die Schweiz an einem mysteriösen Goldpilz, der die Depots in Humus verwandelt hat – „die Champignonzucht macht die Verluste nicht wett“. In England wütet die Pest; Italien sowie die Nord- und Ostseeräumerstaaten versanken im steigenden Meeresspiegel. Mitverursacht durch den dicken Betonmüll, mit dem sich Resteuropa alias Deutschland eindeichte und alles außerhalb gnadenlos versenkte.

Wer in dieser auf Deutschland verkleinerten Frontex-Realität aus dem Rest der Welt via Schlauchboot in die Festung Resteuropa gelangt, ohne von Torpedos zerlegt oder wachsamem Spaziergänger in den Tod getreten zu werden, landet beispielsweise in Neuschwanstein – mangels Tourismus nun Auffanglager. So auch der vom über den ehemaligen Niederlanden schwimmenden Floß stammende Jan. Er ist Vorweiner und somit Angehöriger eines neuen Berufsstands.

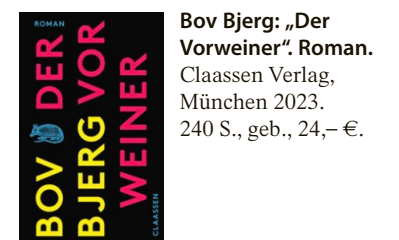
Angesichts des Sterbens ringsum hat Resteuropa das Trauern kurzerhand abgeschafft. Für A wie Anna ist dies ein revolutionärer Akt geistiger Hygiene, für ihre Tochter B wie Berta Ausdruck kollektiver Konzentrationschwäche. Begräbnisse sind ebenso verboten wie Friedhöfe. In doppelsinnigen Zerstreungsfeiern wird vor wenigen physisch Anwesenden die Asche der Verstorbenen ausgestreut, während alle anderen sich via Internet mit blinder Kamera zuschalten und parallel Hausarbeiten erledigen. Niemand will sich die Blöße des Trauerns geben, gleichwohl jeder formvollendet betrauert werden. Wer also nicht von einer amtlich zugeteilten Nachbarin beschulzt werden will, legt sich beizeiten einen persönlichen Vorweiner zu, so wie A es mit Jan tut.

Nur die perfekte Performance der Vorweiner sorgt für ein Nachleben via Klicks. Dialektisch kehrt die abgeschaffte Trauer wieder als Luxusgut, das die Oberschicht hartnäckig gegen Begehrlichkeiten der Niederschicht verteidigt. Die Klageweiber traditioneller Gesellschaften haben das Geschlecht gewechselt. Das passt zu einer Geschichte, die vor allem unter Frauen spielt, die den patriarchalen Kapitalismus verinnerlicht haben. Zwischen ihnen und ihren stets aus dem Ausland stammenden Vorweinern herrscht eine Beziehung asexueller, pseudokindlicher Hingabe. Hündisch abgerichtet auf die für Trauer notwendige „Bindung“ – und zu diesem Zweck regelmäßig mit ihren untergegangenen Nationalgerichten gefüttert –, investieren die Vorweiner ihr Leben als leeres Warten auf den fremden Tod. In der Hoffnung, vor dem eigenen noch einen Rest Leben in Wohlstand führen zu können. Bis dahin bleiben sie, wie Jan, eine Leerstelle.

Das verdrängte Sterben bestimmt das gesamte „resteuropäische“ Leben. Alle Nachrichten, die A im Autoradio hastig wegdrückt, berichten über Tode und enden mit Schreien der Hinterbliebenen. Die meisten stammen von ihrer Tochter B., einer studierten Meisterin des *modern journalism*. In einem vom Dauerregen gefluteten Neubaugerätes Kellerappartement entwirft die angeblich viel gebuchte, tatsächlich aber unter dem Existenzminimum lebende Klickbeuterin die Meldungen aus dem Kopf nach wiederkehrender Systematik. Dass sie sich dabei als letzte Quelle für „seriöse Nachrichten“ definiert, ist eine Warnung, denn sie erzählt die vorliegende

Geschichte. Aus räumlicher Froschperspektive, aber dem Blickwinkel der herrschenden Klasse betrachtet sie kühl ihren Niederschichten-Lover „Piz-za-Pete“ und beseitigt ihn am Ende genauso wie ehemals A ihren gewalttätigen Mann, B's Vater.

In der Niederschicht – sonst bei Bjerg mitunter Hoffnungsschimmer – sind die obergesellschaftlichen Verhaltenslehren der Kälte lediglich um ein Grad Körpertemperatur zu stumpfer Brutalität erhitzt. Und nun begehrt die aus Sicht der Oberschicht stumpfe, mit eigens für sie produziertem Bier stillgehaltene Masse auch noch die vermeintlich lukrativen Vorweinerstellen: „Die Niederschicht glaubt tatsächlich, sie könne diese Arbeit so gut machen wie die Ausländer. Sie verstehen nicht, dass sie gar nicht verzweifelt genug sind.“



Bov Bjerg: „Der Vorweiner“. Roman. Claassen Verlag, München 2023. 240 S., geb., 24,- €.

Im Vorweiner erkennt man unschwer eine Poetik der Wahrhaftigkeit und kunstvollen Überformung. Vieles in diesem pandemieversehrten brandaktuellen und hochpolitischen Roman mit seiner mehrfach geschichteten Zeitstruktur ist so fulminant, witzig und bitterböse erzählt wie die Zerstreungsfeier einer „ewigen Kanzlerin“, exquisit beweint von einem Vorweiner-Chor „lauter Staatsbeamte im Offiziersrang ... sämtlich aufgewachsen in Kamerun und Nigeria“, dessen Lebensgrundlage ihre Politik zerstört hat.

Ein raffiniertes Vexierspiel spiegelt unsere Gegenwart als unerne Zukunft einer barocken Vergangenheit und langt dabei ordentlich zu – von Sex mit einem Pizzakarton über diverse Morde an Menschen, Schnecken und einem Schwein. Nicht zufällig evozieren die den Kapiteln vorangestellten Inhaltsangaben sowohl Grimmelshausen als auch Döblin. Barockmusik berieselt die rokokohafte Bootsfahrt der alphabetisch aufgereihten Freundinnen von A, Kirchenlieder Paul Gerhards die Zerstreungsfeiern, und A redet ihren Vorweiner Jan mit „er“ an, wie die Herrinnen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre Domestiken. Die winzigen Kartoffeln, nach denen A in verzweifelter Suche nach der authentischen Erfahrung ihrer kleinstbürgerlichen Datschen-Vergangenheit im ausgedörrten märkischen Boden gräbt, mit dem Vorweiner schält und isst, evozieren nicht nur den ebenso kartoffelwie barockseligen Günter Grass. Als dicke Supermarktware holen sie B schließlich am heimischen Herd ein, lassen sie ihr Picaro-Dasein abschließen und das Erbe der Mutter antreten.

„Die zerfransten Bilder und Gedanken, die Anna in Zeitlupe erlebte, gehörten nicht zusammen und passten nicht aneinander“, heißt es am Ende, und tatsächlich bleibt nicht nur das Verhältnis zwischen Memento mori und emotionaler Verweigerung rätselhaft. Womit prosperiert dieses verwegene Deutschland als einsame Insel einer fast vollständig untergegangenen Welt? Woher stammen angesichts eines Klimas, in dem nichts mehr wachsen oder reifen kann, die exquisiten Lebensmittel, die A und B sich von ihrer Köchin zubereiten lassen? Ist die Niederschicht ausgehaltene oder doch ausgebeutete Masse? Bjergs „hohe Kunst der Verknappung“ (Jan Viele) wird angesichts der thematischen Fülle einer dystopischen Welt zum Hemmschuh, und dem barocken Text fehlt eine ebenbürtige Fabulierlust. Oft gerinnt die Lakonie zum Aperçu, und die satirischen Skizzen im letzten Drittel bremsen den Text dabei aus, von der hellsichtigen, aber auch durchsichtigen Allegorie auf unsere Gegenwart zu einem seiner Poetik ebenbürtigen Menetekel zu werden. TINA HARTMANN



Bov Bjerg, aufgenommen 2020

Foto Lucas Büml